



die *Drei*

Zeitschrift für Anthroposophie in Wissenschaft, Kunst und sozialem Leben

Lieber Leser,

wir haben diesen Artikel für Sie kostenlos zum Download verfügbar gemacht. Das aber heißt nicht, dass er uns nichts gekostet hat. Die Kosten, die bei der Erstellung dieses Artikel anfallen, sind bereits bezahlt. Wir wissen aber noch nicht, wie wir in Zukunft diese Kosten bezahlen können. Wenn Sie häufiger bei uns zu Gast sind, wären wir Ihnen dankbar, wenn Sie bei der Finanzierung unserer Arbeit mithelfen.

Dankbar sind wir für jede kleine Spende!

Die wichtigsten Unterstützer unsere Arbeit sind unsere Abonnenten. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, uns durch Ihr Abonnement dauerhaft zu unterstützen? DIE DREI gibt es sowohl [digital](#) als auch in der [klassischen Druckversion](#) im Jahresabonnement. Wer noch nicht ganz sicher ist, kann auch zunächst unser günstiges [Einstiegsabonnement](#) wählen.

Durch Ihr Abonnement oder Ihre Spende tragen Sie dazu bei, dass Sie auch in Zukunft auf unserer Webseite nach interessanten Artikeln suchen können. Dafür möchten wir Ihnen danken!

Wir wünsche Ihnen beim Lesen viele wichtige Gedankenimpulse!

Die Redaktion

Buchbesprechungen

Was folgt aus der modernen Physik – und was nicht?

FRIDO MANN & CHRISTINE MANN: **Es werde Licht. Die Einheit von Geist und Materie in der Quantenphysik**, S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2017, 240 Seiten, 22 EUR // FRANZ VON KUTSCHERA: **Die missverstandene Revolution. Zum Weltbild der modernen Physik**, mentis Verlag, Münster 2017, 92 Seiten, 22,80 EUR

»Wir sehen da eine ganze Anzahl von abstrakten Theorien auftreten, wo in einer verschämten Weise auf ein Übersinnliches [...] hingedeutet wird. Der Gang der Ereignisse aber und die Gewalt der äußeren sinnlichen Tatsachen wird gerade diese merkwürdigen phantastischen Theorien, welche heute die mit der physischen Wissenschaft Unzufriedenen aufstellen, völlig über den Haufen werfen [...]. Die Theorien, die heute aufgestellt werden, werden die kurzlebigen sein; und für den, der ein klein wenig auch in den speziellen Gang der Wissenschaft hineinzuschauen vermag, zeigt sich, dass die absoluteste Öde des rein physischen Horizontes da sein wird.«¹ – Diese Worte Rudolf Steiners können einem in den Sinn kommen bei mancherlei Veröffentlichungen, die plakativ damit werben, vom Geist und von Geistigem Mitteilung geben zu können – oder doch zumindest diesbezüglich Aussichten zu eröffnen ...

»Es werde Licht. Die Einheit von Geist und Materie in der Quantenphysik« lautet der vielversprechende Titel eines im letzten Jahr erschienenen Buches von Christine und Frido Mann. Dabei durchwandern die Psychologin und der Musik- und Religionswissenschaftler über ein Drittel des Buches mit Siebenmeilenstiefeln (und teilweise allzu groben Vereinfachungen) die Geistes- und Wissenschaftsgeschichte, von Stonehenge bis zur Relativitätstheorie, um zu zeigen, wie es zur weltanschaulichen Spaltung zwischen Natur und Geist gekommen ist. Einen klaren Geist-Begriff sucht der Leser schon hier vergeblich, allenfalls ist er *ex negativo* zu finden, da die Autoren frühzeitig betonen, sich von »jede[r] Form einer parawissenschaftlichen

Esoterik oder gar eines abergläubischen Spiritismus« abgrenzen zu wollen (S. 23). – Dass die Postulate und Schlussfolgerungen der Quantentheorie – von der im weiteren Verlauf ausgegangen wird – das geschlossene und deterministische Weltbild der Klassischen Physik geöffnet haben, hat schon die damaligen Protagonisten auf philosophische und weltanschauliche Konsequenzen hinweisen lassen. Leider bricht die Reihe der Schnellschüsse und Wunschdeutungen bis heute nicht ab, übrigens auch in der Anthroposophie nahen Veröffentlichungen. Vor welchen Karren ist die Quantenphysik nicht schon gespannt worden!

Die beiden Autoren schwärmen von der Quantenphysik ganz allgemein als von einer »Physik der Möglichkeiten und ganzheitlichen Beziehungen« (S. 24), was durchaus statthaft ist; weiter heißt es, sie lasse »Raum für eine neue Sicht vom Menschen mit seinen bis ins Religiöse gehenden Fragen nach seinem eigenen Ursprung, nach dem Sinn seiner Existenz und nach seiner letzten Bestimmung«. (S. 131) Bei solchen Verbindungen ist alles Argumentieren an der Frage zu wägen, worin denn nun die Brücke zwischen Materie und Geist bestehe? Die Autoren beziehen sich auf Thomas und Brigitte Görnitz und das von ihnen (aufbauend auf die von Carl Friedrich von Weizsäcker eingeführten »Ure«) konzipierte Modell der *Protyposis*, das »Prinzip einer abstrakten und bedeutungsfreien Ur-Information als kosmischer Urstoff von Materie, Leben und Bewusstsein«. (S. 133) Das diesem »Urprinzip« gewidmete Kapitel ist de facto eine einzige Paraphrase verschiedener Görnitz-Werke: Nicht allein die Materie-

Bildung gehe auf die Prototypis zurück, sondern es kondensierte die »abstrakte Information [...] auch zu konkreter, mit Bedeutung gefüllter Information«, d.h. »eine neue Seinsform«. (S. 141) Bewusstsein, als »sich selbst erkennende Information« (S. 144), sei ein Epi-Phänomen seiner Träger: elektromagnetischer Wellen bzw. Lichtquanten (S. 149). Leben sei die Stelle im kosmischen Geschehen, an der Information zur Bedeutung werden kann (S. 144). Selbst vor einer Bezugnahme auf den Prolog des Johannesevangeliums wird nicht zurückgeschreckt: »Am Anfang war die Information.« (S. 195)

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass sich das von den Autoren angestrebte einheitliche Menschen- und Weltbild kaum verschlüsselt als materialistisch erweist.

Aus diesem abstrakten Konstrukt ziehen nun die Autoren eine Vielzahl von Schlussfolgerungen: Intuition, Inspiration, Phantasie, Fernwahrnehmung und Fernwirkung, kosmische Verbindungen sowie eine Anzahl von parapsychologischen Phänomenen – alles das lässt sich mit dem Görnitz-Mann-Modell und einigen Mutmaßungen im Sinne von »vielleicht ...« oder »wäre es nicht möglich, dass ...« erklären. Das eingangs erwähnte Fehlen eines konkreten Geist-Begriffs spiegelt sich in einem völlig unscharfen Begriff des menschlichen Subjekts: »Kernselbst« wird die »Schaltstelle« im Gehirn genannt (S. 206).

Mehrfach bezieht sich Christine Mann auf Gespräche mit ihrem Vater Werner Heisenberg (1901–1976). Der teilweise spröde Text bekommt hierdurch Wärme und etwas Profil; ansonsten überzeugen die Autoren allein durch die Ernsthaftigkeit ihres Anliegens. In der Tat ist es wichtig, den Sonntags- und den Alltagsmenschen zusammenzubringen. Indessen: Wer in einem Wurf historisch, philosophisch, theologisch, spirituell und naturwissenschaftlich argumentieren will, braucht entsprechendes Rüstzeug; und der hier augenfällige erkenntnistheoretische und methodische Dilettantismus diskreditiert das Buch letztlich.

Nahtlos können wir von hier aus auf eine weitere, ebenfalls jüngst erschienene Buchveröffentlichung kommen, denn die kleine Schrift

des Regensburger Philosophen und Physikers Franz von Kutschera, die sich ebenfalls u.a. auf die Quantenphysik bezieht, trägt den bezeichnenden Titel: »Die missverstandene Revolution«. Es ist nicht auszuschließen, dass Bücher wie das zuerst beschriebene den Autor dazu bewogen haben, auf diesem Feld eine Klärung vornehmen zu wollen. Ein inhaltlicher Bezug zu den Themen des Ehepaars Mann besteht ansonsten freilich nicht, da es ihm allein darum geht, »das Auftauchen subjektiver Bezüge in der modernen Physik nachzuweisen« (S. 31), deren Anfang er – anders als die meisten Autoren – nicht bei Einstein, Heisenberg & Co., sondern beim Entstehen der statistischen Thermodynamik im 19. Jahrhundert setzt.

In ganz knappen Darstellungen erläutert Kutschera an der Thermodynamik, der Speziellen Relativitätstheorie und schließlich an der Quantentheorie, auf welche Weise allen drei Disziplinen das »Postulat der Objektivität«, also die Forderung, die »physische Welt so zu charakterisieren, wie sie an sich ist« (S. 19), prinzipiell verletzt wird. Seine eigene Forderung, auf Formeln und formale Details weitgehend zu verzichten, kann er an wichtigen Stellen nicht erfüllen; und mag seine Abhandlung auch insgesamt durch Stringenz und begriffliche Klarheit erfreuen, so ist die Lektüre dieser kaum 90 Seiten aufgrund der Formalismen unerquicklich und mitunter schwer nachvollziehbar.

Kutscheras Schlussfolgerung findet sich bereits im Vorwort: »Die eigentliche Revolution der modernen Physik besteht [...] darin, dass empirische Feststellungen [...] die alte philosophische Einsicht bestätigen, dass die physische Welt sich nicht so erkennen lässt, wie sie an sich beschaffen ist, sondern nur so, wie sie unseren Erfahrungen erscheint.« (S. 7) Das ist ein für den im Untertitel angezeigten Horizont – »Zum Weltbild der modernen Physik« – arg dürftiges Ergebnis!

Auf der einen Seite also ausufernde Spekulation à la Mann & Mann; demgegenüber erkenntnistheoretische Resignation à la Kutschera (bzw. Kant; der Ausdruck »an sich« ist mit Sicherheit gezielt gewählt) ... So wollen wir den Blick auf zwei so wenig ermutigende zeitgenössische Bü-

cher nicht beenden, ohne auf Bewährtes verwiesen zu haben: Wer sich mit Rudolf Steiners erkenntnistheoretischen Schriften befasst, wird Wege aus dem oben erwähnten Dilemma finden; wem es dabei gezielt um Physik geht, der lese nach bei Georg Unger: ›Vom Bilden physikalischer Begriffe I-III‹ (Stuttgart 1959-67). Wer schließlich an Perspektiven der Quantentheorie

interessiert ist, dem sei das 1994 erschienene Buch von Jos Verhulst: ›Der Glanz von Kopenhagen‹ (Stuttgart 1994) genannt.

Johannes Roth

1 Rudolf Steiner: ›Das Hereinwirken geistiger Wesenheiten in den Menschen‹ (GA 102), Dornach 2009, S. 213f.

Zwischen den Zeilen und Zeichen

SENTHURAN VARATHARAJAH: **Vor der Zunahme der Zeichen. Roman**, S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M. 2016, 256 Seiten, 19,90 EUR

Es mag an meiner Wahrnehmung liegen: Bücher, die vom Eigenen im Fremden erzählen oder vom Verhältnis des eigenen Ich zu einem anderen mit fremder Herkunft, scheinen mir häufiger zu werden. Dies hier ist eines der interessantesten – wegen des Inhalts und weil dafür eine besondere Form gewählt wurde: Es ist die moderne Form des Briefromans, der Austausch von Mails oder Facebooknachrichten. Inzwischen ist auch das nicht mehr ganz ungewöhnlich; einer der ersten, der diese Form benutzte, war wohl Daniel Glattauer mit ›Gut gegen Nordwind‹ (Wien 2006). Inhaltlich entsteht bei Varatharajah die besondere Spannung dadurch, dass es zwei Flüchtlinge sind, die einander schreiben, Menschen, die sich gar nicht kennen, zufällig im Internet aufeinander treffen, sich aber über das Wort – aus einer Sprache, die für beide »Fremdsprache« ist, nämlich der deutschen – immer besser kennenlernen: Senthil Vasuthevan, Tamile aus Sri Lanka (wie der Autor), und Valmira Surroi, eine Geflüchtete aus dem Kosovo mit albanischen Wurzeln. Er ist Doktorand der Philosophie in Berlin, sie studiert Kunstgeschichte in Marburg.

Den Titel habe ich erst nicht verstanden; seine konkrete, eindimensionale Bedeutung wird auf S. 81 aufgelöst: Es geht um die zunehmenden Zeichen, die signalisieren, dass es höchste Zeit wird zu fliehen. Die sri-lankische Armee hatte begonnen, junge tamilische Männer festzunehmen und verschwinden zu lassen. »sie kamen durch wände. sie kamen tag und nacht. meine

[Senthils] mutter sah, wie sie in einem jeep an ihrem haus vorbeifuhren, sie sagt, das sei ein zeichen, sie sagt, bevor diese zeichen zunehmen, vor der zunahme der zeichen sollte er [der vater] gehen, er hätte keine zeit mehr ...« Bei Valmira sind die Zeichen vor ihrer Zunahme anders. Ihre Eltern konnten mit ihren Kindern lange nicht darüber sprechen, sie fingen erst spät und allmählich an, davon zu erzählen: wie die Klassenräume aufgeteilt wurden, wie Vor- und Nachmittagsunterricht eingeführt wurde, um serbische und albanische Schüler getrennt unterrichten zu können; dass selbst in Hochschulen nur Serbisch gesprochen werden durfte; wie Polizisten in die Räume der künstlerischen Fakultät kamen, ohne Ankündigung, und alle Bilder zerschnitten. »Keshtu filloi«, so fing es an, sagten die Eltern, als sie endlich darüber sprechen konnten. Zuletzt hatten Valmiras Vater und andere nur noch in Privaträumen unterrichtet; gesprochen wurde Albanisch, aber ihre Studenten wurden immer weniger.

Um »Zeichen« geht es in diesem Roman jedoch auch sonst auf vielfältige Weise (direkt oder unausgesprochen) – der ganze Roman ist ein Roman der Zeichen, der sprachlichen wie der nicht-sprachlichen. Manchmal sind die nicht-sprachlichen den (noch nicht genügend erlernten) sprachlichen überlegen. Valmira erzählt, dass in einer Klasse, sobald der Lehrer sich zur Tafel drehte, die Schülerinnen und Schüler sich mit Handzeichen verständigten: Der erhobene Zeigefinger vertrat das I, das V

wurde aus gespreiztem Zeige- und Mittelfinger geformt, das M aus zwei V's usw. Selbst solche Zeichen können zu Missverständnissen führen: In einer anderen Klasse, noch im Kosovo, meldete sich ein Mädchen mit zwei gespreizten Fingern; der Lehrer deutete es als Victory-Zeichen – und reagierte hart, es folgte eine Verhaftung noch im Klassenzimmer.

Von Missverständnissen ist öfter die Rede im Mailwechsel der beiden, sie begleiten den Spracherwerb. T-Shirts ähneln nur entfernt dem T, nach dem sie benannt sind, begreift Senthil mit sechs, sieben Jahren; er glaubte, »ohne es damals [...] wissen und verstehen zu können, auf einmal schon gewusst und verstanden zu haben, dass sinn und stoff, dass bezeichnendes und bezeichnetes nicht übereinstimmen, dass, wie ich später zu sagen lernte, signifikant und signifikat nicht kongruent sind«. Lange hat Valmira gedacht, frankieren habe etwas mit Frankfurt und Frankreich zu tun – vielleicht, weil man anfangs die Briefe nur dorthin habe schicken dürfen. Einen Brief aufgeben hieß für sie, vor ihm zu resignieren. »Übersetzen« (sie schrieb »übersätzen«) verstand sie erst so, dass über jedem Satz einer in einer anderen Sprache stehen müsse – entsprechend, wie es ihr Vater beim Zeitunglesen machte, über jeden deutschen Satz schrieb er mit Kugelschreiber die albanische Bedeutung. Als Valmira im Fernsehen Asylsuchende ohne Papiere sah, wollte sie ihnen vom Taschengeld der Eltern Papier aus dem Laden bringen, es gebe genug. Sie hatte noch nicht verstanden, dass »Papiere« hier nicht der Plural von »Papier« ist, dass ein einzelner Buchstabe die Bedeutung eines ganzen Wortes verändern konnte – obgleich ihr Onkel Wilhelm ihr doch schon vor Monaten (anlässlich einer »Glücksrad«-Sendung) gesagt hatte: »Jeder Buchstabe hat seinen Preis.«

Der Preis ist der Verlust der Herkunftssprache, das habe ich tiefgehend erst aus diesem Buch gelernt. Der jüngeren Generation wird ein Vorwurf daraus gemacht – unausgesprochen oder nicht. Valmira schreibt »Kosovo« statt »Kosovë« und wiederholt damit nach Meinung ihres Vaters den serbischen Anspruch auf das Land. Das Ę ist der achte und der häufigste Buchsta-

be im albanischen Alphabet – sie weiß es und benutzt ihn trotzdem nicht; sie schreibt »Kosovo« statt »Kosovë«, »Prishtina« statt »Prishtinë« und »Jehova« statt »Jehonë«. Valmira schreibt jeweils in einzelnen Nachrichten: »Mein Vater sagt, ich würde unsere Sprache verraten«; »Er sagt, alles hänge an diesen Zeichen«; »Wir müssen uns zwischen den Zeilen und Zeichen erraten«. Senthil antwortet: »wir werden uns zwischen den zeilen und zeichen verraten«. Er hat Entsprechendes erlebt. Im Auftrag seines Vaters soll er einem Onkel »von Gottes Wort erzählen« (Senthils Familie hat sich in Deutschland den Zeugen Jehovas angeschlossen.) Aber der Onkel unterbricht ihn und meint, er solle erst seine Muttersprache lernen, bevor er mit ihm »über einen falschen gott spreche«. Der Onkel geht zum Vater und sagt: »deine Kinder sind das ende *unserer sprache*«; »deine kinder sind schuld daran, dass *unsere sprache* aussterben und vergessen sein wird«; »deine kinder sind die rache an *unserer sprache*«. Senthil fügt an: »und wir sprechen das ende. – und wir tragen die schuld. – und wir sind die rache.«

Aufschlussreich, geradezu selbst-entlarvend (für Leserin oder Leser) sind die Abschnitte, in denen Valmira und Senthil einander von den »kleinen« Diskriminierungen, vom Alltags-Rassismus erzählen. »Wenn meine Mutter«, berichtet Valmira, »im Supermarkt Verkäufern eine Frage stellt, wird sie von ihnen geduzt.« Sie sprechen mit ihr wie mit einem Kind oder, als wäre sie schwerhörig oder schwer von Begriff, sie reden langsam und gedehnt, betonen jede Silbe. »die arbeitskollegen meines vaters«, antwortet Senthil, »nennen ihn neger. Sein name, unaussprechbar wie er sei, bricht ihnen die zunge, sagen sie«. An anderer Stelle berichtet Senthil, dass ein Dozent nach einem Referat den Modulbogen nicht unterschreiben wollte; er sagte, sein Vortrag müsse aus einem Lehrbuch abgeschrieben sein, kein Student würde so sprechen: »nur gebrochenes deutsch wird uns zugestanden. – es liegt an unseren namen. – es liegt an meiner haut«. Valmira: »Wenn jemand erfährt, dass ich nicht hier geboren wurde, fangen sie an, mich für mein Deutsch zu loben, und sie fragen mich, wann ich wieder

zurückgehe, zurück in *meine Heimat*, dort, wo ich *wirklich herkomme*, Du kennst es, ich muss es Dir nicht sagen.«

Die Beispiele mögen als Kleinigkeiten erscheinen, sie sind es nicht. Den krassesten Fall schildert Senthil: Im Kindergarten drückten die Erzieherinnen den Kindern, die Menschen mit dunkler Haut malten, sanft aus der Buntstift-dose einen hellrosa Stift in die Hand: »diese farbe nenne man *hautfarbe*, sie wiederholten es, *diese farbe nennen wir hier hautfarbe*, und wir sprachen es ihnen nach.« Bei der Lektüre solcher Passagen fühle ich mich »vorgeführt«;

der Autor schafft es, meine Aufmerksamkeit zu steigern, mich zu verändern. Wann habe ich zuletzt einen Menschen anderer Herkunft geduzt? Wie reagiere ich, wenn ich den Namen nicht verstanden habe und schon gar nicht richtig aussprechen kann? Wie langsam darf ich sprechen, ohne dass das Gegenüber sich wie ein Kind behandelt fühlt? Solche und ähnliche Fragen gingen mir durch den Kopf.

Es ist ein stiller »Roman« in einer kargen (nicht bilderreichen) Sprache, die umso eindringlicher nachwirkt.

Helge Mücke

Philosophische Metamorphosen

CHRISTOPH HUECK: **Philosophie als Initiation – Die sieben philosophischen Schriften Rudolf Steiners als spiritueller Schulungsweg**, Akanthos Akademie Edition, Books on Demand 2017, 80 Seiten, 12,99 EUR

In seinem jüngsten Buch, das sich – wie das zuvor erschienene zum Intuitionsbegriff (»Intuition – das Auge der Seele«, BoD 2016) – mit dem schriftlichen Werk Rudolf Steiners beschäftigt, entwickelt Christoph Hueck eine bisher noch nicht gesehene Perspektive: Sollte die von Goethe entdeckte Idee der Metamorphose, die Rudolf Steiner bereits in seinem ersten Werk, den »Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften«, ausführlich gewürdigt und aufgegriffen hat, nicht auch dem eigenen Schaffen zugrunde gelegen haben? Ergibt der Zusammenhang der sieben philosophischen Grundschriften Rudolf Steiners – die erwähnten »Einleitungen« (1884-1897), die »Grundlinien einer Erkenntnistheorie der goetheschen Weltanschauung« (1886), »Wahrheit und Wissenschaft« (1892), »Die Philosophie der Freiheit« (1894), »Friedrich Nietzsche – ein Kämpfer gegen seine Zeit« (1895), »Goethes Weltanschauung« (1897) und »Welt- und Lebensanschauungen im 19. Jahrhundert« (1900-1901) – nicht ein organisches Ganzes, das sich wie ein lebendiger Organismus in sieben Schritten entfaltet hat und einen inneren Aufbau, der sich in Metamorphosen vollzieht, aufweist? Ein faszinierender Gedanke, dem einmal gründlich nachzugehen

sich lohnt. Denn es leuchtet unmittelbar ein, dass diese Schriften, auch wenn sie zum Teil Auftragswerke waren, nicht als zufällige Abfolge, sondern als sinnvoller Gesamtzusammenhang zu sehen sind.

Dieser Grundgedanke hat allerdings eine Voraussetzung: dass sich nämlich der von Hueck entwickelte organische Zusammenhang der philosophischen Grundschriften Steiners nur einem entwickelten, beweglichen und in folgerichtigen Entwicklungsschritten fortschreitendem Denken ergibt. Das heißt zugleich, dass ein rein analytischer Verstand dem hier dargestellten Grundgedanken der Metamorphose nur schwerlich wird folgen können.

Huecks Darstellung selbst merkt man jedenfalls den an der Goetheschen Naturwissenschaft und der Steinerschen Erkenntnislehre geschulten Denker deutlich an. Schön ist für den mit dieser Anschauungsmethode noch nicht vertrauten Leser aber, dass Hueck im Einleitungskapitel auch Anregungen gibt, wie eine solche, imaginativ zu nennende Anschauungsweise von jedem selbst entwickelt werden kann. Dabei entsteht ein entscheidender Unterschied zu der herkömmlichen Wissenschaft, denn die hier entfalteten sieben Entwicklungsschritte des

Steinerschen Frühwerkes sind nicht irgendwelche beliebigen Stufen, sondern es ergibt sich eine Entwicklungsfolge, die aller menschlichen Evolution zugrunde liegt. Mithin gewinnt der Leser nicht nur Einblick in diesen siebengliedrigen Aufbau, sondern zugleich in seine eigene Entwicklung: »Die Folge dieser Schriften kann daher als ein Entwicklungsweg des eigenen Selbst verstanden werden.« (S. 17)

Noch reizvoller wird der Grundgedanke Huecks dadurch, dass er jedem die sieben Grundschriften Steiners behandelnden Kapitel eines der sieben Planetensiegel, die Steiner selbst 1907-1911 entwickelt hat, voranstellt und der Leser dadurch zusätzlich die Möglichkeit erhält, die sieben Entwicklungsstufen nicht nur mit den sieben Stufen der planetarischen Evolution, sondern auch mit den grafisch gestalteten Siegeln in Verbindung zu bringen. Dabei ergibt sich eine sehr aufschlussreiche und in dieser Weise noch nie gesehene Verbindung der einzelnen Schriften mit den sieben Planeten. Am Beispiel der »Philosophie der Freiheit«, die – in der Mitte der sieben Schriften stehend – der planetarischen Entwicklungsstufe des Mars zugeordnet ist, wird sofort deutlich, dass da tatsächlich ein Zusammenhang besteht.

Aber es ergeben sich weitere Bezüge, denn die sieben Entwicklungsstufen entsprechen ja zugleich den sieben Wesensgliedern des Menschen, und hier zeigt sich wiederum die Korrespondenz der in der Mitte stehenden »Philosophie der Freiheit« zum Wesensglied des Ich, was ebenfalls unmittelbar einleuchtet. Alle von Hueck dargestellten Bezüge können im Rahmen einer Rezension natürlich nicht besprochen werden; der Leser sei daher aufgefordert, diese anhand des gehaltvollen, aber nicht umfangreichen Buchs selbst nachzuvollziehen.

Dass die einzelnen Werke Steiners nach kompositorischen, nämlich siebengliedrigen Prinzipien aufgebaut sind, ist kein neuer Gedanke. Diesen hat vor allem Frank Teichmann schon deutlich herausgearbeitet. Dass jedoch die sieben Grundschriften einen organischen Gesamtzusammenhang bilden, diese Idee verdanken wir Christoph Hueck. Er bringt dem Leser damit zugleich eine Methode des anthroposophischen Studiums nahe, die unmittelbar an die mittelalterliche Tradition der *lectio divina* anknüpft, wo es darum ging, die zu studierenden Werke auf vier sich immer weiter vertiefenden Ebenen zu lesen bzw. zu meditieren.

Andreas Neider

Die rettende Öffnung

SALEAN A. MAIWALD: **Schwebbahn zum Mond**, konkursbuch Verlag Claudia Gehrke, Tübingen 2017, 224 Seiten, 12,90 EUR

Salean Maiwalds Geschichte spielt Anfang der 60er Jahre in Wuppertal. In den Gesprächen und Schicksalen der Menschen ist noch immer der Krieg anwesend. Die 14-jährige Tamara lebt mit Mutter und Bruder – der Vater ist vor einigen Jahren plötzlich verstorben – in sehr beengten Verhältnissen. Trotz allem ist das Mädchen eine gute Schülerin; sie will unbedingt aufs Gymnasium. Die Mutter lehnt das ab. Tamara soll eine Lehre machen und Geld verdienen. Vor allem hat sie eigene Träume, die sie dann endlich verwirklichen will. Auch der Pfarrer hilft Tamara nicht. Wenn der Vater ihr doch noch beistehen könnte! Er hätte sie verstanden.

Öfters kommt der alte Nachbar von unten, der ihr ständig nachspioniert, dann plötzlich neben ihr steht und versucht, sich an ihr zu vergreifen. Der Mutter kann Tamara ihre Not nicht verständlich machen; diese wirft ihr vor, sie sei selber schuld. Und vor allem fühlt die Mutter sich durch ihre Arbeit so belastet, dass sie sich nicht auch noch um ihre Tochter kümmern kann. – Etwas Wärme und Schutz findet Tamara bei dem »Budenmann«, dem Inhaber eines Kiosks, wo sie gelegentlich etwas helfen darf. Der ältere Mann wird ihr zu einem beratenden Freund. Er ist auch der einzige, der versteht, dass sie Gedichte liebt ...

die Drei 4/2018

Ihrer Freundin Ulla kann sie wichtige Dinge nicht sagen, aus Angst, dass diese alles weiter erzählt. Und wenn gar keiner für sie da ist, fährt Tamara mit der Schwebebahn. Es ist Winter, und an den langen Abenden wird sogar der Mond ihr Verbündeter.

Aber der Schuldirektor Hellwig, so hofft sie, wird ihr helfen, die Mutter wegen des Gymnasiums umzustimmen ... Da stirbt plötzlich der Budenmann, und Tamara hat dadurch nicht nur einen Freund, sondern auch einen Ort verloren, an dem sie sich sicher fühlte.

Die Verwicklungen nehmen immer mehr zu. Tamara hofft auf die Oma in Bremen, und als alles zu schlimm wird, fährt sie heimlich zu ihr. Deren Tochter Hilde – Vaters Schwester – war nach dem Krieg mit einem schwarzen Amerikaner verschwunden, und Tamara bewundert ihren Mut. Einfach abhauen, das scheint ihr die Lösung zu sein. Doch auch die Oma hilft ihr nicht. Dennoch kommt schließlich Hilfe, zumindest Bestätigung, durch einen älteren Jungen, den Tamara in Bremen kennenlernt.

Die Mutter droht ihr mit der staatlichen Fürsorge und einer Unterbringung im Heim, wenn sie noch einmal wegläuft. Damals wurde man erst mit 21 volljährig; noch sieben Jahre in Abhängigkeit stehen also Tamara bevor.

Der Direktor hat den Aufnahmeantrag für das Gymnasium bereits unterschrieben. Nur die Beurteilung fehlt noch. Er spricht tatsächlich mit Tamaras Mutter, die auf ihrer ablehnenden Haltung beharrt; doch lässt die Autorin das Ende des Gesprächs in geschickter Weise offen. Nebenbei werden die politischen Ereignisse jener Jahre erwähnt. Tamara fühlt sich völlig erschöpft. Sie übt die Unterschrift ihrer Mutter.

Und dann unterschreibt sie und gibt das Formular im Gymnasium ab ...

Die 38 kurzen, kompakten Kapitel bringen die Handlung rasch vorwärts. Die Spannung hält bis zur letzten Seite an. Der sprachliche Ausdruck ist treffend und stimmig, mit gewandten Kapitelanfängen und Überleitungen. An einigen Stellen wären deutlichere Absätze günstig, um Missverständnisse zu vermeiden.

Die Mutter nimmt an spiritistischen Sitzungen teil, in der Hoffnung, einen Rat von ihrem verstorbenen Mann bezüglich Tamaras zu erhalten. Bis zum Schluss des Buches erwartet der Leser hier ständig eine Antwort – möglichst eine, welche die Mutter umstimmt. Aber es kommt alles ganz anders ...

Das Bild von gefangenen Fischen im Netz, welche die rettende Öffnung nicht finden, durchzieht das Buch als tiefsinnige Metapher. Ausführlich werden die Beziehungen des Mädchens zur Literatur, zur Musik und der bildenden Kunst geschildert. Sie helfen bei der Selbstfindung Tamaras. Eine wichtige Erkenntnis auf diesem Weg lautet: »zu machen, was man wirklich will, schien nicht leicht zu sein.« Bedeutsam sind Erinnerung und Wahrnehmen, Liebe und Wärme. Sogar ein technisches Monument, die berühmte Schwebebahn in Wuppertal, wird hier zum Akteur – wie auch der Mond.

Salean Maiwald ist in Wuppertal geboren und aufgewachsen. Nach dem Besuch des Abendgymnasiums in Stuttgart studierte sie Kunst und Psychologie in Tübingen und lebt jetzt als freie Autorin in Berlin. Ihr Buch ›Aber die Sprache bleibt. Begegnungen mit deutschstämmigen Juden in Israel‹ (Berlin 2008) wurde in DIE DREI 7/2009 besprochen.

Ihr jetziges Buch ist ernst, aber oft auch recht vergnüglich, sogar für Ältere, die jene Zeit selbst erlebt haben, ob in Ost oder West. Ansonsten können sich Mädchen von heute leicht mit der Gestalt Tamaras identifizieren. Und für Jungen ist das Buch interessant, um Mädchen besser zu verstehen. Es sollte auch von Eltern oder Großeltern gelesen werden, um jungen Menschen in der schwierigen Zeit des Erwachsenwerdens beistehen zu können.

Maja Rehbein

die Drei 4/2018

Anzeige

Magie des Lichtes

Sommerkurs in Glasbildergestaltung

Do., 09. – Sa., 12. August 2018

Kursgebühren: 300,- € + Material 150,- €

Infos: Friedemann Hergarten

Tel.: (+49) 07631 – 746307

Fax: (+49) 07631 – 9365926

www.glasmalerei-atelier-hergarten.de